

CATHY KELLY
Himmelblau ist die Hoffnung

Buch

In guten wie in schlechten Tagen – Freundinnen stehen immer füreinander ein! Abby hat endlich den Stress ihrer TV-Karriere hinter sich gelassen. Doch wie sollen sie und ihr Mann Tom das erträumte Leben zu zweit aushalten? Als Lizzies Ex-Mann Myles plötzlich eine Neue hat, merkt sie, dass sie sich endlich um ihr eigenes Leben kümmern sollte. Und Erin ist ihrem Mann aus den USA nach Irland gefolgt und stellt fest, dass das verträumte Dunmore nicht Chicago ist. Als jedoch ein tragischer Unfall passiert, entdecken die drei Freundinnen, dass im Leben nicht die kleinen Sorgen zählen, sondern Freundschaft, Liebe – und viel Gelächter ...

Autorin

Cathy Kelly arbeitete als Redakteurin und Filmkritikerin bei der Dubliner Sunday World, bevor sie sich ganz dem Schreiben widmete. Ihre Romane erobern regelmäßig wochenlang die irischen und englischen Bestsellerlisten und sorgen auch in Deutschland für Furore. Cathy Kelly lebt mit ihrem Lebensgefährten und ihren Zwillingssöhnen in Wicklow. Zuletzt ist bei Blanvalet *Kann denn Küssen Sünde sein?* erschienen.

Cathy Kelly

Himmelblau ist die Hoffnung

Roman

Aus dem Englischen
von Uta Hege

blanvalet

Die englische Originalausgabe erschien 2003 unter dem Titel
»Best of Friends« bei HarperCollins Publishers, London.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden

I. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung September 2011 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Copyright © der Originalausgabe 2003 by Cathy Kelly.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011 by

Verlagsgruppe Random House GmbH, München,

Neuausgabe des 2004 erschienenen Titels »Dann klappt's auch mit dem Nachbarn«.

Umschlagmotiv: © Artwork HildenDesign, München, unter Verwendung
von Motiven von Studio Paggy / Getty Images und Beata Becla / Shutterstock

Redaktion: Petra Zimmermann

DF · Herstellung: sam

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-37746-6

www.blanvalet.de

Für Tamsin

Prolog

Haare kämmen, Zähne putzen, den Eyeliner kannst du vergessen, ein bisschen Mascara und ein Hauch von Tönungscreme müssen genügen. Deo... Mist, kein Deo mehr da. Schreib es sofort auf den Einkaufszettel. Wo ist der Einkaufszettel überhaupt...?

Sally Richardson schossen eine Million und eine Sachen durch den Kopf, während sie eilig ihre Bluse zuknöpfte und mit ihren vom Duschen noch ein wenig feuchten Beinen in eine schlichte schwarze Hose stieg.

Der Freitagmorgen war im Haus der Richardsons noch chaotischer als andere Vormittage, denn freitags und samstags machte der Beauty Spot, der Schönheitssalon, der Sally gehörte und den sie selber führte, nicht erst um halb zehn, sondern bereits um neun Uhr auf. Diese halbe Stunde macht einen Riesenunterschied, dachte Sally, während sie sich wie jeden Freitag abhetzte. Sie musste auf die Minute pünktlich um acht Uhr fünfundvierzig das Haus verlassen, um die Jungen in der Tagesstätte abzugeben, statt wie an den anderen Tagen erst um viertel nach neun.

Sie hatte keine Zeit, um noch gemütlich mit einem Toast und einer Tasse Kaffee am Frühstückstisch zu sitzen – was es bei den Richardsons dank zwei arbeitenden Elternteilen sowieso nur äußerst selten gab.

Wie Sally ihren Freundinnen erzählte, erging sie sich nie in irgendwelchen Fantasien, in denen Jude Law ihr die Kleider vom Leib riss und schwärmerisch gestand, sie wäre die schönste Frau, der er in seinem ganzen Leben je begegnet war. Nein, sie träumte davon, dass der Haushalt wie am

Schnürchen lief, dass sie morgens munter aus dem Bett sprang, spätestens halb acht geduscht, perfekt geschminkt, tadellos frisiert und mit etwas anderem als einer Strumpfhose mit Laufmasche bekleidet dazu bereit war, den dreijährigen Daniel aus dem Bett zu zerren. Der vierjährige Jack wäre um die Uhrzeit schon längst aufgestanden und beschäftigte sich mit einigen seiner Action-Men-Figuren. Das Anziehen der Jungen ginge völlig problemlos, während des Frühstücks würden nicht wie jeden Morgen jede Menge Cornflakes auf dem Fußboden verstreut. Die beiden kleinen Jungen würden sich nicht ständig streiten, und vielleicht fände sie selber sogar noch die Zeit, um eine Tasse Kaffee mit ihrem Mann zu trinken, bevor der um acht Uhr zwanzig das Haus verließ. Natürlich war das der Stoff, aus dem Tagträume bestanden, wie Sally ihrer Schwiegermutter Delia gegenüber bereits zugegeben hatte. (Fast hätte sie ihr auch von Jude Law erzählt, sich dann aber eines Besseren besonnen. Vor allem, da Delia eher an Typen wie Sean Connery Gefallen fand.)

»Es ist sicher nicht gut für das Image eines Schönheitssalons, wenn die Eigentümerin total außer Atem, ohne einen Hauch Make-up und mit falsch geknöpfter Bluse morgens dort erscheint«, hatte Sally einmal unglücklich gestanden.

Delia jedoch, die wusste, wie sehr ihre Schwiegertochter sich abzurackern pflegte, fand, dass Sally mit ihrer cremig-weißen Haut und ihren blitzenden dunklen Augen auch ohne Kosmetik schlichtweg bezaubernd aussah. Sie hatte unbekümmert gelacht und konstatiert, dass die morgendliche Hetze halt die Hauptsportart der arbeitenden Mütter war. »Als Steve und Amy klein waren, war ich so schlank wie du«, hatte sie wehmütig erklärt. »Wenn man mich hingegen jetzt sieht... Üppige Polster an den Hüften und Arme wie ein Gewichtheber.«

»Du siehst fantastisch aus«, hatte Sally, die ihre Schwiegermutter liebte, leidenschaftlich protestiert. Nachdem ihre

eigene Mutter schon vor Jahren an Krebs gestorben war, war Delia zur Ersatzmutter für sie geworden.

Mit Kindern blieb man eindeutig schlank, überlegte Sally an diesem Freitagvormittag im Februar. Sie war seit einer Stunde auf und hatte es noch nicht geschafft, mehr als an ihrer Teetasse zu nippen, denn Danny hatte seine Rice Pops auf seiner Jeans und seinem Pullover verteilt, weshalb sie ihn noch einmal hatte umziehen müssen. Der Toaster hatte zudem offenbar beschlossen, einen freien Tag zu nehmen, Steves Brotscheibe zu Holzkohle gebrannt und dadurch den Rauchmelder im Hausflur aktiviert.

»Verdammt!«, murmelte Steve, als es ihm nicht gelang, das Gerät zum Verstummen zu bringen.

»Verdammt, verdammt, verdammt!«, wiederholte Danny fröhlich und verteilte kunstvoll weitere Cerealien auf dem Tisch.

»Verdammt, verdammt, verdammt«, quietschte auch Jack, wobei er seinen Löffel gegen den Rand seiner glücklicherweise bereits leeren Schale klirren ließ.

Sally, die wusste, dass die nächsten Tage aus lauter »Verdammts« bestehen würden, seufzte leise auf und formte, als Steve einen Moment später an der Küchentür erschien, tonlos das Wort: »Sprache.«

»Tut mir Leid«, erwiderte ihr Mann und nestelte an einem seiner Hemdsärmel herum. »Ich habe einfach nicht daran gedacht. Der Knopf ist abgesprungen, als ich eben den Arm über den Kopf gehoben habe. Ich brauche Nadel und Faden.«

Sally pulte das letzte Stückchen Kohle aus dem Toaster. »Ehrlich gesagt ist die Chance, ein anderes sauberes Hemd zu finden, deutlich größer als die, dass du das Nähzeug irgendwo entdeckst. Soll ich dir eben ein Hemd bügeln?«

»Nein, Schatz, danke. Du hast keine Zeit. Ich mache es schnell selbst.« Steve beugte sich über seine zierliche Frau und küsste sie zärtlich auf den Kopf.

Mit ihren einen Meter siebenundfünfzig war Sally fast dreißig Zentimeter kleiner als ihr Mann. »Mir ist erst bewusst geworden, wie lächerlich wir beiden nebeneinander aussehen, als ich unsere Hochzeitsfotos angeschaut habe«, pflegte sie zu scherzen. Abgesehen von dem Größenunterschied jedoch passte sie mit ihrer elfengleichen Figur, ihren dunklen Haaren und den nicht minder dunklen Augen wunderbar zu dem schlanken Steve mit seinem fein gemeißelten Gesicht, seinen blonden Haaren und ungewöhnlich leuchtend braunen Augen. Die Jungen schlugen mit ihren rabenschwarzen, schalkhaft blitzenden Augen ihrer Mutter nach.

Steve war kein Naturtalent als Bügler, und so bekämpfte er knurrend das frische Hemd. »Ausgerechnet jetzt, wo der Boss seinen letzten Tag hat und ich sowieso schon zu spät bin...«

»Wenn das Schlimmste, was heute passiert, ein abgesprungener Knopf und zwei kleinen Jungen sind, die deine Mutter, wenn sie heute Nachmittag kommt, mit einem lauten ›Verdammt‹ begrüßen, dann geht es uns noch ziemlich gut«, erklärte seine Frau.

Steve nickte spöttisch. »Da hast du natürlich Recht, Pollyanna.«

»Ich bin nicht Pollyanna«, protestierte Sally. »Es ist nur so, dass Mum gesagt hat, mal soll dankbar sein für alles...«

»... was einem beschert wird. Ich weiß.« Steve zog sein gebügeltes Hemd an und trank hastig seinen Kaffee.

»Ich will bestimmt niemandem damit auf den Geist gehen«, fuhr Sally würdevoll fort, »dass ich die Welt durch eine rosarote Brille sehe, obwohl es nicht angemessen ist.«

»Das tust du garantiert nicht«, antwortete Steve und klappte energisch das Bügelbrett zusammen. »Ganz im Gegenteil ist dein Optimismus eins der Dinge, die ich an dir liebe. Komm her.«

Dieses Mal küsste er sie zärtlich auf den Mund.

»Mami, was heißt ›auf den Geist gehen‹?«, fragte Jack interessiert.

Seine Eltern lachten, und Steve nahm sein Jackett von der Rückenlehne eines Stuhls. »Tschüs, ihr Rangen«, sagte er und küsste auch seine geliebten Söhne.

»Tschüs, Daddy.«

»Tschüs, Pollyanna.« Dabei duckte er sich ängstlich, als würde Sally gleich mit einem schweren Gegenstand nach ihm werfen.

»Du bist die Range!«, rief sie ihm vergnügt hinterher.

Die Haustür fiel ins Schloss, und Sally blickte auf die Uhr. Acht Uhr zweiunddreißig. Verdammte. Sie müssten sofort los, und Danny hatte erst ein Viertel seines Müslis aufgegessen. Also nahm sie neben ihm Platz und drängte ihn, sich etwas zu beeilen, worauf er, stur wie er nun einmal war, natürlich noch langsamer aß.

Liebevoll zerzauste sie sein sowieso schon wirres Haar und dachte, was für ein Glück sie doch im Leben hatte, mit einem Mann wie Steve und zwei derart wunderbaren Jungen. Egal, ob Steve sie deshalb manchmal auf den Arm nahm – der Leitspruch ihres Lebens war immer schon gewesen, dass man nichts als selbstverständlich nehmen durfte, was man Gutes geschenkt bekam.

Wie hatte ihre Mum oft gesagt? Schließlich wusste man nie, wie es im Leben einmal weiterging.

1

Abby starrte in die kalten, unbestechlichen Tiefen des Spiegels bei ihrem Frisör. Als hätte sie nicht schon genug Probleme, war sie sich jetzt völlig sicher, dass sie neue Falten um ihre Augen herum sah. Mit dem Altwerden verhielt es sich wie mit dem St.-Andreas-Graben, dachte sie erbot: Man wusste einfach nie, wann und wo die nächste Falte kam. Ihr vierzigster Geburtstag war der Beginn des Niedergangs gewesen, das stand eindeutig fest. Seither – seit nunmehr unglaublichen *zwei* Jahren – hatte sie das Gefühl, dass es mit ihrem Gesicht unaufhaltsam den Bach hinunterging.

Neben ihr stand Cherise, die dachte, dass Abby in Wirklichkeit noch attraktiver aussah als im Fernsehen, und begutachtete kritisch das gerade geschnittene Haar.

Wie alle anderen Angestellten in Giannis Salon war auch Cherise blutjung, bildhübsch und trug die Uniform des Ladens, die aus einer schwarzen Hüfthose, einem hauteng anliegenden T-Shirt und einem Nabelring bestand. Abby löste ihren neidischen Blick von Cherises flachem, solarium-gebräunten Bauch und sah lächelnd in den Spiegel. Unweigerlich lächelten die Falten mit. Trotz ihrer schicken neuen Frisur, ihrer eleganten Bluse von Armani und der Bewunderung all derer, die sie erkannt hatten und sie, während sie so taten, als wären sie in ihre Zeitschriften vertieft, mit heimlichen Seitenblicken beschossen, hatte Abby einen Kloß im Magen. Gott, sie wurde wirklich alt. Und sie sah alt und müde aus. Zweiundvierzig. Das klang bereits uralte. Egal, ob andere erklärten, sie bilde sich das Altwerden nur ein.

»Gefällt es Ihnen?«, fragte Cherise mit leicht besorgter Stimme.

»Danke, Cherise, es gefällt mir sogar sehr«, antwortete Abby freundlich und schämte sich dafür, dass sie nicht sofort eine nette Reaktion gezeigt hatte.

Abby war stets zu allen Menschen freundlich. Das, sagten die Leute von *Entrümpeln Sie Ihr Heim und Leben*, machte einen Großteil ihres Charmes und zweifellos auch ihres Erfolges aus. Es war keine falsche Freundlichkeit, sie war echt. Abby mochte Menschen und wurde von ihnen gemocht. Die Einschaltquoten von *Entrümpeln* waren dafür ein überzeugender Beweis. Im Verlauf von bisher nur zwei Sendestaffeln hatte Abby Barton die Verwandlung von einer Mutter mit einem bescheidenen Nebenjob zum Fernsehstar geschafft.

Ihr vor kurzem gegründeter privater Entrümpelungs-Service konnte sich vor Aufträgen kaum retten. Es wurde darüber gesprochen, ob Abby nicht ein Buch zu ihrer Serie schreiben könnte, und bald fingen die Dreharbeiten für die dritte Sendestaffel an. Sowohl die Fernsehmacher als auch die Zuschauer hatten sie ins Herz geschlossen. Die Bank schickte der Familie statt strenger Mahnungen freundliche Weihnachtsgrüße, und manchmal winkten ihr völlig fremde Menschen, wenn sie an ihr vorbeifuhren, hysterisch aus ihren Autos zu.

Trotzdem war sie noch ganz die Alte. Wie Abby ihren engsten Freundinnen gestand, wartete sie nur darauf, dass die Leute merkten, dass sie eine Hochstaplerin und ihr die plötzliche Bekanntheit und der gleichzeitige relative Reichtum völlig unverdient zugefallen war.

»Ruhm ist etwas Vorübergehendes – fehlendes Selbstvertrauen aber hat man ewig«, hatte sie einmal scherzhaft gesagt, und die anderen hatten schallend darüber gelacht.

»Niemand könnte je behaupten, dass dir dein Erfolg zu Kopf gestiegen wäre«, sagte dazu ihr Mann Tom, was aus seinem Mund als großes Lob zu werten war.

Tom hatte zerzauste dunkle, inzwischen grau melierte Haare, ein schmales, intelligentes Gesicht, eine randlose Brille und, da er anders als Abby nie der Versuchung von Keksen oder mehr als einem Gläschen Wein zum Essen erlag, eine schlanke, hoch gewachsene Figur. Mit seiner puritanischen Strenge war er wie geschaffen für die Stelle des stellvertretenden Schulleiters, die er bekleidete, hegte allerdings auch gleichzeitig eine tiefe Abneigung gegen jeden, der womöglich seine asketischen Maßstäbe verlor.

Er hätte es außerdem gehasst, wenn aus der liebenswerten, leicht verrückten Abby eine von Kleidern, Autos und Urlauben besessene Karrierefrau geworden wäre.

Intellektuell brillant, doch zugleich ein wenig weltfremd, war ihm nie bewusst gewesen, dass Abby heimlich immer schon gern Geld für ihre Frisur ausgegeben hatte oder für ein im Grunde unerschwingliches Make-up. Und dass einer der Vorteile ihres jetzigen finanziellen Erfolges der war, dass sie die Kosten für den neuen Haarschnitt und für neue Kleider nicht mehr dadurch vor ihm verschleiern musste, indem sie sich im Supermarkt für billigeres Fleisch und Sonderangebote entschied. Wenn Tom eine Ahnung davon hätte, was sie für den heutigen Besuch bei Giannis bezahlte, hielt er ihr garantiert eine Predigt über Sparsamkeit. Das wusste sie genau.

Geld war neuerdings ein Streitthema in der Familie Barton. Nachdem sie über Jahre hinweg gezwungen gewesen waren zu sparen, hatte Abby angenommen, ihre neue Einkommensquelle würde ihnen das Leben deutlich erleichtern. Stattdessen machte das nun vorhandene Geld es in gewisser Hinsicht sogar schwerer. Tom sah sich nämlich unverdrossen als Familienvorstand und der Ernährer von Frau und Tochter.

Auch wenn er in der Schule als moderner Erzieher mit vielen innovativen Ideen galt, hielt er bei sich zu Hause an der traditionellen Rollenverteilung fest. Trotz ihrer zunehmenden

den Arbeitsbelastung erledigte Abby auch weiter alle Einkäufe und die Wäsche ganz allein. Langsam begann diese einseitige Regelung sie zu stören. Doch sie wusste, dass Tom Schwierigkeiten mit der Tatsache hatte, dass seine Frau mehr verdiente als er.

»Ich finde, die etwas fedrigeren Enden stehen Ihnen fabelhaft«, sagte jetzt Cherise und schüttelte die feinen Haare mit den Fingern noch ein wenig auf. »Sie schmeicheln dem Gesicht.« Dann trat sie lächelnd einen Schritt zurück und bewunderte ihre berühmte Kundin aus der Distanz. »Wissen Sie, damit wirken Sie viel jünger!«

Prompt erinnerte sich Abby daran, dass sie selbst genau diesen Satz von sich gegeben hatte, als ihre Tante Sadie nach fünfzig Jahren endlich ihren leuchtend roten Lippenstift zugunsten eines warmen Pinktons gewechselt hatte. Die weißhaarige Sadie hatte ihren Mund ohne den schmalen, leuchtend roten Strich missbilligend im Spiegel betrachtet. Zwar hatte sie sich durch den Farbwechsel nicht verändert und nach wie vor wie sechsundsiebzig ausgesehen, aber die Farbe ihres neuen Lippenstifts hatte einfach besser zu ihr gepasst. Die jugendliche Cherise sah Abby sicher ähnlich wie Abby ihre Tante Sadie: als zähes, gegen das Alter ankämpfendes Schlachtross. Alles Geld und aller Ruhm der Erde würden das nicht ändern.

Wenig später schleuderte Abby die Tüte mit den Haarpflegeprodukten in den Kofferraum des schimmernd schwarzen Allradfahrzeugs, dessen Kauf fast einen Krieg im Hause Barton heraufbeschworen hatte, öffnete die Fahrertür, schwang sich hinter das Lenkrad und blinzelte kritisch in den Spiegel. Ihre Haare waren wirklich gut geworden, fand sie. Durch die viel diskutierten, kastanienbraunen Strähnen wurde das Meergrün ihrer Augen vorteilhaft betont.

Ein Passant lugte zu ihr in den Wagen. Abby bemerkte das ihr inzwischen vertraute Aufflackern in seinen Augen, be-

dachte ihn mit einem kurzen, professionellen Lächeln und ließ eilig den Motor an. Sie hoffte, sie wäre aus der Parklücke heraus, bevor der Mann erkannte, dass er keine Bekannte angelächelt hatte, sondern Fernsehberühmtheit und Selbsthilfe-Guru Abby Barton.

Es schockte sie geradezu, wenn die Menschen sie erkannten. Achtzehn Monate nach ihrer ersten Sendung hatte sie sich noch nicht daran gewöhnt, dass völlig fremde Leute sie im Supermarkt freundlich nickend grüßten.

Wenn Abby von ihrer Tochter Jess begleitet wurde, gab diese für gewöhnlich irgendwelche giftigen Kommentare zu den fiktiven Überlegungen der Leute ab.

»Was macht *die* denn hier im Supermarkt? Haben berühmte Leute nicht irgendwen, der für sie die Einkäufe erledigt?«, oder ähnliche Dinge grummelte Jess dann vor sich hin, worauf Abby den Einkaufswagen glucksend vor Heiterkeit die Gänge hinunterschob. »Und guck dir nur mal diese Hose an. Ich dachte, so große Fernsehstars würden im Geld schwimmen. Aber die hier läuft mit einer durchlöcher-ten Jogginghose in der Gegend herum. Geradezu skandalös.« Mit ihrer spitzen Zunge und ihrem ausgeprägten Blick für komische Situationen schaffte der Teenager es regelmäßig, Abby das Gefühl zu vermitteln, als wäre es tatsächlich lustig, allorts von Fremden angeglotzt zu werden. Wenn sie jedoch allein war, fand Abby die Begegnungen mit völlig Fremden oft alles andere als amüsant – vor allem, da die Menschen, wie Abby zu ihrer Überraschung herausgefunden hatte, offenbar die Auffassung vertraten, dass gegenüber berühmten Leuten, selbst wenn sich deren Ruhm eher bescheiden ausnahm, nicht mal ein Mindestmaß an höflicher Distanz geboten war.

Eines Tages hatte sie vor dem Regal mit Hygieneartikeln gestanden und müde überlegt, welche Sorte Tampons sie aus dem Riesensortiment auswählen sollte, als sie unvermittelt von hinten angesprochen worden war: »Wow! Dem Fernse-

hen nach hätte ich Sie viel jünger geschätzt. Anscheinend verwenden die dort wirklich erstaunliches Make-up.«

In der Minute hatte es Abby große Mühe gekostet, ihre legendäre Freundlichkeit nicht zu verlieren. Mit zusammengebissenen Zähnen hatte sie geknurrte: »Allerdings. Und davon nehmen sie stets eine Jumboportion«, wahllos die erste Tamponschachtel, die ihr in die Hand gefallen war – natürlich die falsche –, in ihren Korb geworfen und sich eilig aus dem Staub gemacht. Es war nicht immer leicht, wenn man berühmt war. Das stand eindeutig fest.

Als sie die Stadt hinter sich ließ, hob sich ihre Stimmung langsam. Es war unmöglich, an einem derart Frühling versprechenden Märztag schlecht gelaunt zu sein. Zahllose Narzissen erstrahlten am Rand der Autobahn, reckten ihre langen Hälse, als sähen sie den vorbeifahrenden Wagen neugierig hinterher. Und zwischen den voluminösen weißen Wolken, die über die sanft gewölbten Hügel zogen, von denen Cork schützend umgeben war, tauchten immer größere Flecken leuchtend blauen Himmels auf.

Abby ließ die letzten Ausläufer der Stadt hinter sich und nahm die Abfahrt Richtung Dunmore. Das exklusive Dunmore, früher ein winziges Hafentädtchen, war inzwischen fast ein Teil von Cork. Sicher würden eines Tages die saftig grünen Wiesen, die die Stadt bisher umgaben, von irgendwelchen Siedlungen verdrängt, sodass der kleine Ort endgültig mit der großen Stadt verschmolz.

Bisher jedoch war Dunmore eine eigenständige Gemeinde mit eigenen Banken, eigenen Geschäften, einer eigenen Industrie, einem kürzlich restaurierten Pier und einem ausgeprägten Sinn für Gemeinschaft, der die fünftausend Bewohner miteinander verband.

Die Bartons waren vor einem halben Jahr dorthin gezogen, und Abby war total begeistert. Sie liebte den hufeisenförmig angelegten Hafen und den historischen Dorfplatz mit dem alten Gerichtshaus (inzwischen eine Bank), das

Bahnhofshotel und die kleine Kirche mit dem hohen, schlanken Turm, die inmitten der beeindruckenden Häuser der wohlhabenden Stadtbewohner lag. Vor hundert Jahren war Dunmore eine Art Ferienort für reiche Viktorianer gewesen, die des schwefelhaltigen Wassers wegen zur Kur angereist waren. Sie ließen die luxuriösen Villen auf dem Knock Hill errichten, von dem aus man über die mit Rhododendren bewachsenen Gärten hinweg einen wunderbaren Ausblick auf die zerklüftete Küste hatte. Inzwischen waren die meisten dieser Häuser in kleine Hotels, Konferenzzentren und Bürohäuser verwandelt worden, und nur noch eine Hand voll wurden von Privatleuten bewohnt. Das Heilwasser war weltweit im Handel, und die Abfüllung sicherte vielen Menschen in der Gegend Arbeit. Die reichen Bewohner von Dunmore waren keine Müßiggänger mehr wie vor hundert Jahren, sondern Menschen, für die das Leben in dieser schönen Gegend der Lohn für harte Arbeit war. Abby fuhr niemals durch das hübsche, sorgsam gepflegte Zentrum, ohne von einem Gefühl der Dankbarkeit erfüllt zu sein.

Die kleine Annie Costello aus den Cottages – wobei Cottages ein Euphemismus für eine Ansammlung von winzigen gemeindeeigenen Wohnhäusern in einer weit von Cork entfernten Kleinstadt gewesen war – hätte niemals zu hoffen gewagt, es je in ihrem Leben derart weit zu bringen. Die Familien in den Cottages hatten sich schon glücklich schätzen können, wenn die nächste Mahlzeit gesichert gewesen war. Und jetzt konnte Abby Barton, geborene Annie Costello, sich einfach das Essen bringen lassen, wenn ihr danach war. Sie hatte ein gut gefülltes Konto, war berühmt, genoss allgemeines Ansehen, und das Haus in Dunmore war die Krönung ihres Glücks.

Ihre Eltern hatten ihren Erfolg nicht mehr miterleben können. Wie hätte sich Mum für mich gefreut, dachte Abby häufig traurig und stellte sich dabei das vor Stolz glühende Gesicht ihrer geliebten Mutter vor. Ihrem Vater hingegen

wäre der Erfolg der Tochter gleichgültig gewesen. Hauptsache, er hätte weiterhin genügend Geld für seine tägliche Schnapsration gehabt.

Schließlich hielt Abby vor dem Supermarkt des Dorfes. Zu Anfang ihrer Ehe hatten sie und Tom regelmäßig zusammen an den Wochenenden eingekauft. Heutzutage aber ließ er sie, obgleich sie mehr zu tun hatte als je zuvor, damit allein.

Also hetzte sie jetzt in der Hoffnung, zusätzlich Jess noch vom Bahnhof abholen zu können, durch das Geschäft. Vom Bahnhof bis zu ihrem, in der Briar Lane gelegenen Haus waren es zu Fuß nur zehn Minuten. Aber Jess hatte am Morgen derart müde ausgesehen, dass Abby dachte, das Schleppen ihrer schweren Büchertasche könnte sie vielleicht überanstrengen. Sie hatte sich auf die Lippe beißen müssen, um nichts zu ihr zu sagen. Als sie ihr das letzte Mal angeboten hatte, sie vom Bahnhof abzuholen, hatte Jess empört erklärt, sie hätte endgültig genug davon, behandelt zu werden wie ein kleines Kind.

»Manchmal will ich einfach meine Ruhe haben«, hatte sie geschmault und war sich dabei mit den Fingern durch den sandfarbenen Pferdeschwanz gefahren. »Schließlich muss ich auch alleine mit dem Zug zur Schule fahren, da werde ich es ja wohl noch schaffen, zu Fuß vom Bahnhof nach Hause zu gehen.«

Das hatte gegessen. Jess hatte nicht aus der bescheidenen Vier-Zimmer-Doppelhaushälfte ausziehen wollen, in der sie groß geworden war. Weder zu ihren Freundinnen noch zu ihrer Schule war es von dort aus weit gewesen, wohingegen sie in Dunmore Meilen entfernt von allem und, wie sie fand, vollkommen abgeschnitten war.

Heute war Freitag, und Jess wäre bestimmt erschöpft. Sie könnte also nichts dagegen haben, wenn Abby sie am Bahnhof träfe. Sie könnten sich auf der Fahrt nach Hause unterhalten, und vielleicht wäre es wie früher. Bevor die Arbeit so

viel von ihrer Zeit beansprucht hatte und bevor sie hierher gezogen waren, hatte Abby Jess und ihre beste Freundin Steph oft von der Schule abgeholt. Die Mädchen hatten vor Freude laut gejubelt, wenn sie Abbys altersschwachen Fiat vor dem Schultor stehen sehen, und hatten, nachdem sie ihre Sporttaschen, die schmutzigen Turnschuhe und die eselsohrigen Bücher aus der Bibliothek in den Kofferraum geworfen hatten, während der ganzen Fahrt nach Hause fröhlich geplappert. Dabei hatten sie Welt bewegende Dinge erzählt, dass sich beispielsweise die fürchterliche Saffron Walsh aus ihrem Jahrgang, jetzt, wo sie eine pinkfarbene Guess-Armbanduhr besaß, für die Königin der Klasse hielt. Oder dass die O'Brien-Zwillinge wegen Rauchens von der Schule fliegen würden und dass Miss Aston eindeutig in den neuen Geschichtslehrer Mr. Lanoix verschossen war, weil sie jedes Mal, wenn sie im Flur an ihm vorbeilief, einen roten Kopf und verträumten Gesichtsausdruck bekam.

Die Schlange an der Kasse jedoch hatte sich gegen Abby verschworen, und zu allem Überfluss hielt noch eine Frau mit einem voll beladenen Einkaufswagen, die den Geldbeutel vergessen hatte, den Betrieb für zehn Minuten auf. Als Abby endlich ihre Tüten in den Kofferraum geladen und hechelnd den Bahnhof erreicht hatte, spähte sie dort vergeblich nach einem hoch gewachsenen, schlanken Mädchen mit sandfarbenem Haar, einem grauen Rock, einer grauen Strickjacke und einer riesengroßen Schultasche. Außer einem Paar, das einen enormen Koffer die Treppe zum Eingang heraufwuchtete, war niemand zu entdecken.

Da sie wusste, dass ihre Tochter die Abkürzung durch das Einkaufszentrum und die Fußgängern vorbehaltenen kleinen Nebenstraßen nähme, fuhr Abby seufzend nach Hause. Jess würde vor ihr dort sein, und die Gelegenheit zu einer Unterhaltung wäre mal wieder vertan. Im Wagen hörte Jess ihr, wenn auch widerwillig, wenigstens zu. Zu Hause pflegte sie nach der Schule direkt in ihr Zimmer zu gehen, die Tür

hinter sich zuzudonnern und den CD-Player anzuschalten. Abby war sich nicht sicher, ob es an Jess' schwierigem Alter lag oder ob es ihre eigene Schuld war, dass es keine echte Bindung zwischen dieser neuen Jess, diesem unbekanntem auf-sässigen Wesen, das entschlossen die Geduld seiner Eltern auf die Spitze trieb, und seiner Mutter gab. Doch egal aus welchem Grund – sie hatte den Eindruck, dass sie sie verlor.

Glücklicherweise erhellte Abbys Stimmung sich, wie jedes Mal, wenn sie die Briar Lane hinabfuhr. Während der Jeep über die Schwellen in der Fahrbahn hoppelte, empfand sie einen Hauch von Stolz, weil ihnen dank ihrer harten Arbeit der Umzug hierher gelungen war.

Auch ihr vorheriges Haus war durch ihr Talent als Innendekorateurin durchaus heimelig gewesen. Doch die Gartland Avenue war eine ganz normale Straße in einer ganz normalen Siedlung – und mit den ungehobelten Milligans als Nachbarn, die sich Tag und Nacht mit einer Lautstärke von sechzig Dezibel angeschrien hatten, nicht unbedingt eine Idylle.

Die Briar Lane hatte ein völlig anderes Niveau. Die gewundene, von majestätischen Platanen und überwachsenen Lorbeerbüschen gesäumte Straße erschien ihr mit ihrem Sammelsurium aus vom Regency inspirierten Prachtgebäuden, niedrigen, lang gestreckten, alten Bauernhäusern und hübschen kleinen Häuschen wie ein Paradies.

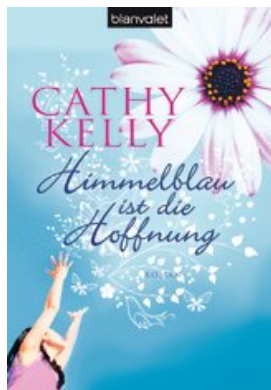
Abby hatte sich auf den ersten Blick in das Lyonnais verliebt. Das einstige Pförtnerhäuschen eines großen, längst verschwundenen Herrenhauses war nach Jahren des vorsichtigen Ausbaus ein großzügiges Gebäude geworden, mit hübschen weißen Giebeln und zweigeteilten Fenstern und Steinmauern, um die sich ein Meer von Kletterrosen rankte.

Selbst der absolut nicht romantische Tom hatte zugegeben, dass das Haus eine angenehme Atmosphäre hätte, als er damals, dicht gefolgt von dem Makler, mit ihr durch die Räume gewandert war.

Abby hatte ihm aufgeregt die Hand gedrückt. »Es ist wunderschön, nicht wahr?«, hatte sie trotz seiner vorherigen Warnung, sich, egal, wie gut ihnen das Haus gefallen würde, nicht allzu angetan zu zeigen, ein ums andere Mal geflüstert. Es war genau die Art von Haus, die ein Fernsehstar besitzen sollte – nicht die Hälfte eines zwanzig Jahre alten Doppelhauses, das aussah wie die übrigen Häuser in der Straße, sondern dieses prächtige, ungewöhnliche Gebäude mit großen, luftigen Zimmern, Ecken und Winkeln, einer phänomenalen Vorratskammer mit einem verborgenen Schrank, und einem ausgedehnten Garten, in dem sogar die armlose Statue einer griechischen Göttin hinter einem Efeukleid versteckt war. Abby hatte sofort gewusst, wie sie das Haus gestalten, wo sie welche Gegenstände platzieren und in welchen Farben sie die Wände streichen würde.

»So etwas ist für uns viel zu teuer«, hatte Tom während der Besichtigung des großzügigen Schlafzimmers unter dem Dach erklärt. Natürlich war es mehr, als er sich von seinem Gehalt als Lehrer jemals hätte leisten können, und es fiel ihm schwer, die Finanzen der Familie aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten. Es kam bei ihm nicht so recht an, dass Abby unverdrossen wiederholte: Nachdem sie jahrelang alles von seinem Geld bestritten hätten, wäre es doch nur gerecht, wenn sie jetzt einmal das Geld verdiente. Tom kam damit nicht zurecht. »Wir können uns so was nicht leisten«, hatte er im Anschluss an die Besichtigung des Hauses noch einmal erklärt und dabei die Lippen so fest aufeinander gepresst, dass er ausgesehen hatte wie sein stets gereizter Dad.

Doch Abby hatte zum ersten Mal seit ihrer Hochzeit die Missbilligung ihres Gatten ignoriert und für das, was sie wollte, gekämpft. Sie kämen ganz bestimmt zurecht, hatte sie ihm erklärt. Sie würde einfach noch mehr Privataufträge annehmen, und sicher böten sich ihr durch die Fernsehserie weitere lukrative Arbeitsmöglichkeiten an. Auch wenn sie so etwas hasste, träte sie zum Beispiel halt ab und zu irgend-



Cathy Kelly

Himmelblau ist die Hoffnung

Roman

Taschenbuch, Broschur, 768 Seiten, 12,5 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-37746-6

Blanvalet

Erscheinungstermin: August 2011

Vier Frauen, ein Schicksalsschlag und das Glück, echte Freundinnen zu haben

Abby hat endlich den Stress ihrer TV-Karriere hinter sich gelassen. Doch wie sollen sie und ihr Mann das erträumte Leben zu zweit gestalten? Als Lizzies Exmann plötzlich eine Neue hat, merkt sie, dass sie sich endlich um ihr eigenes Glück kümmern muss. Erin ist neu in Dunmore und vermisst Chicago. Nur Sally geht es richtig gut, doch dann erfährt sie, dass sie Brustkrebs hat. Und gemeinsam entdecken die Freundinnen, dass im Leben nicht die kleinen Sorgen zählen, sondern Zusammenhalt, Liebe – und viele beste Freundinnen ...